

Die Bibliothek des Reporters **Welche Bücher sind im Werkzeugkasten des Reporters unentbehrlich? Zwölfte Lieferung: Die Stunde der Subjektivität**

Von Georg Brunold — «In ein paar hundert Jahren, das steht für mich fest, wird die Welt weit sein. Endlich! Man wird sich mit den Tieren verständigen können, man wird mit ihnen reden. Engstirnig sind die, die diese allgemeine Tendenz nicht sehen. Dann wird man sich fragen, wie diese gewaltige Lücke in der menschlichen Zivilisation so lange bestehen konnte. Mit den Tränen der Rührung, die man über Unschuldige weint, wird man die Meisterwerke unserer vergangenen und derzeitigen Literatur betrachten; und zugleich mit der Bewunderung, die man armlosen Malern entgegenbringt, die mit den Füßen malen. «Was!» wird man sagen. «Nur mit Mann und Frau haben sie es geschafft, so viel und sogar so gut zu schreiben!»»

«Endlich werden wir etwas anderes lieben können», schliesst Henri Michaux seine seufzende Vision: «Aber das alles wird passieren, wenn ich nicht mehr da bin.» Nichts zu machen – so wird man an dieser Stelle nur konstatieren können, mit dem Eröffnungssatz von *Warten auf Godot* übrigens (der im französischen Original nur drei Silben hat). Womöglich darf diese epochemachende und die Welt erobernde Dramatisierung des Wartens auch in einer Reporterbibliothek nicht fehlen. Warten ist

vielleicht, worin jeder und der letzte Reporter in allen Zeiten zu den besonders bewanderten Teilhabern und Zeugen gehörten. Darüber wenigstens einmal nachgedacht zu haben sollte kaum schaden, falls es nichts nützt.

Der neunundzwanzigjährige Michaux, der da soeben 1928 gesprochen hat, begnügt sich auf seiner ersten Reise mit dem südamerikanischen Land Ecuador. Wenigstens behauptet er das ausdrücklich, was nicht heisst, dass er die Wahrheit sagt oder sagen möchte. Vielleicht gibt er uns im Gegenteil zu verstehen, welch absurde Idee von Genügsamkeit in einer solchen Behauptung läge. Jedenfalls begnügt sich Michaux nicht mit sich selber, atmen wir also auf, er will nämlich über den Ozean, auf dem wir ihn in der letzten Lieferung bereits angetroffen haben. In Ecuador aber werden wir in ihm eine doch recht unverhoffte Zutat zu den Orten finden, die er durchquert, und die Lichtpunkte, die ein Besucher seines Schlagens auf das Land wirft, hätten dieses nicht aus sich allein hervorgebracht. (Genauso wenig wie etwa die Schweiz diejenigen, die sie ein halbes Jahrhundert zuvor Mark Twain verdankte.)

Was tut – oder wer ist – ein Reiseschriftsteller? Aus den beiden Bestandteilen der Berufsbezeichnung geht das nicht hervor. Wir haben

diesen Titel, der an sich keinen höheren Anspruch anmeldet und insofern unverdächtig auftritt, in der letzten Lieferung arglos aufgegriffen, und etwaige Tücken oder gar Betrügereien, die er zu kaschieren helfen mag, sollen uns nicht lange hinhalten. Gewiss, benannt wird damit oft ein Genre, das unter dem Titel Reiseliteratur von einer Spezies professioneller Landschaftsgärtner gepflegt wird, von Entertainern, deren Zuvorkommenheit den Zuhausegebliebenen das Reisen abzunehmen und sie auf dem Sofa nach Mostar und Granada zu befördern hat. Zu ihrem Rüstzeug gehört, wie es jede ungehemmte Unterhaltung gebietet, ein Sensorium erstens für die Rührung und das Melodramatische, zweitens für den Romantizismus oder die Sehnsucht, die aus ihrer Unerfüllbarkeit lebt. Beigemennt ist etwas Erstaunlichkeit, wenn nicht gar Unglaublichkeit der angetroffenen Personen, schliesslich ein Schuss Abenteuer, endend mit der Errettung aus einer unbehaglichen Lage.

Gottlob werden ansonsten Schriftsteller und andere Reisende dadurch, dass sie reisen, schreiben und das Reisen ihnen Stoff zu trägt, nicht automatisch zu Reiseschriftstellern. Was den Schriftsteller angeht, so wurde Proust mit seiner Mutter in Venedig, über das er schreibt,

nicht zum Reiseschriftsteller, so wenig wie Homer in der *Odyssee* (auch das ein für Reporter sicher unentbehrliches Buch: Polyphem, Circe, die Sirenen, Szylla und Charybdis!). Als dann hätten wir reisende Autoren wie Herodot, ebenfalls kein Reiseschriftsteller, denn wie spätere Anthropologen, Ethnologen oder Historiker schrieb er als Forscher, Wissenschaftler. Auch die Reportage, die vielleicht eine Wissenschaft sein kann, jedoch keine wissenschaftlichen Texte hervorbringt, hat andere Pflichten als ein Stück Reiseliteratur, selbst wenn sie literarischen Rang erlangt.

Was die Reiseliteratur der Gegenwart oder, sagen wir, seit dem Weltkrieg ausmacht, ist eine fast schrankenlose Freiheit des Subjekts, das seine produktive Einbildungskraft – auch Fantasie oder Imagination genannt – ins Werk setzt. Nicht dass Reiseliteratur fiktional sein müsste, im Gegenteil fingiert sie zumindest, es nicht sein zu dürfen und daher auch nicht zu sein. Doch soweit sie sich vom besagten Genre des Reisesurrogats und dem Realismus der Ansichtskarten abhebt, tritt sie in Gestalt einer Behauptung auf, die sich nicht über die Schulter blicken oder nachträglich vor Ort überprüfen lässt. Was die professionellen Reiseschriftsteller angeht, konnte deshalb der Historiker George Martelli in seinem Kongo-Buch *Léopold to Lumumba* mit grimmiger Ironie anmerken, ihr aller Stammvater sei der Entdecker Henry Morton Stanley gewesen. Mit untrüglichen

Gespür stellte dieser sicher, dass die Aussenwelt keinen der Sprache Mächtigen unter seinen Begleitern noch einmal zu Gesicht bekam und hätte einvernehmen können.

Diese boshafte genealogische Hypothese hat so viel Richtigkeit, dass in der Reiseliteratur nicht nur der Gedanke autonom ist, sondern auch die Beobachtung. Literarisch auf die Höhe gelangen beide, Gedanke und Beobachtung, nicht durch Reisen, Fortbewegung oder Ortsveränderung an und für sich, sondern – man entschuldige für einmal das angeschlagene Wort – durch ihre Originalität und Unersetzbarkeit. Neues kommt hier nicht vom Objekt, sondern eben vom Subjekt der Betrachtung. Und ja, wer hätte Zermatt nicht am liebsten in Begleitung Mark Twains besucht. (Wagner, tröstete dieser, könne nicht so schlimm sein, wie er töne, und selbst das Matterhorn, dürfen wir folgern, vielleicht nicht ganz so erhaben, wie es aussieht.)

Doch wir versprochen, bevor wir mit Wolfgang Koeppen, Blaise Cendrars, Julien Green und Pedro Rosa Mendes weiterreisen, mit Henri Michaux in Ecuador an Land zu gehen. Die Reportage, der die subjektive Freiheit des Reiseschriftstellers versagt ist, hat in dieser eine unentbehrliche Inspirationsquelle. Gehen wir! – mit dem dreisilbigen Schlusssatz von *Warten auf Godot*: «An einer fremden Gegend oder Stadt fällt einem nicht nur auf, was sie an Besonderem besitzt, sondern ebenso sehr, was

ihr fehlt. Prüfen wir also meine Eindrücke in Ruhe, um herauszufinden, was Quito und seiner Region fehlt. Es fehlen Handkarren, Tannen und Ameisen. Es gibt, abgesehen vom Eukalyptus, keinen Baum, keine Holzrädlerkarren, keinerlei Lastverkehr und auch tagsüber keine Katzen. Mein zweiter Punkt: Jede fremde Gegend wirkt ein wenig wie ein Mummenschanz. Manche Details arbeiten eigensinnig vor sich hin, ohne sich um das Ganze zu kümmern. Das wirkt weniger komisch als vielmehr gewollt. Die Indianerfrauen besitzen hier die ausserordentliche Erscheinung von Amazonen. Das liegt an der Form ihrer schmucklosen Filzhüte und auch an dem von Natur aus distanzierten, teilnahmslosen Ausdruck ihrer Gesichter. So begegnet man an einem Tag Tausenden von Amazonen. So wenig die Menge auch darüber erstaunt sein mag, es wirkt gekünstelt, wie eine Variétévorstellung. Ja was denn, werden Sie sagen, sind Sie denn nie gereist? Doch, mein Herr, aber ich habe einige bleibende Eindrücke.»

Henri Michaux: *Ecuador. Journal de voyage und Un barbare en Asie*. Gallimard, Paris 1929 bzw. 1933. Deutsch beide in: *Ein Barbar auf Reisen*. Eichborn, Frankfurt 1998.

Samuel Beckett: *En attendant Godot*. Les Éditions de Minuit, Paris 1952. Deutsch: *Warten auf Godot*. Suhrkamp, Frankfurt/M 1953.

Homer: *Odyssee*. Zum Beispiel zusammen mit *Ilias* bei Artemis & Winkler, München 1957 (19. Auflage 1995).

Mark Twain: *A Tramp Abroad*. 1880. Deutsch: *Bummel durch Europa*. Diogenes, Zürich 1990.